

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 39 (1935-1936)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Maria Chapdelaine : Roman. Teil 5  
**Autor:** Hémon, Louis  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664616>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Am häuslichen Herd.



XXXIX. Jahrgang

Zürich, 15. November 1935

Heft 4

## Der Herbstgang.

Die Bäume stehn der Frucht entladen,  
Und gelbes Laub verweht ins Tal;  
Das Stoppelfeld in Schimmerfaden  
Erglänzt am niedern Mittagsstrahl.  
Es kreist der Vögel Schwarm und ziehet;  
Das Vieh verlangt zum Stall und fliehet  
Die magern Aun, vom Reife fahl.

O geh am sanften Scheidetage  
Des Jahrs zu guter Letzt hinaus,  
Und nenn ihn Sommertag und trage  
Den letzten schwer gefundnen Strauß.  
Bald steigt Gewölk, und schwarz dahinter  
Der Sturm, und sein Genoß, der Winter,  
Und hüllt in Flocken Feld und Haus.  
Ein weiser Mann, ihr Lieben, haschet  
Die Freuden im Vorüberfliehn,  
Empfängt, was kommt, unüberraschet,  
Und pflückt die Blumen, weil sie blühn.  
Und sind die Blumen auch verschwunden:  
So steht am Winterherd umwunden  
Sein Festpokal mit Immergrün.

Noch trocken führt durch Tal und Hügel  
Der längstvertraute Sommerpfad.  
Nur rötlich hängt am Wasserspiegel  
Der Baum, den grün ihr neulich sah.  
Doch grünt der Kamp von Winterkorne;  
Doch grünt, beim Rot der Hagedorne  
Und Spillbeeren, unsre Lagerstatt!

So still an warmer Sonne liegend,  
Sehn wir das bunte Feld hinan,  
Und dort, auf schwarzer Brache pflügend,  
Mit Lustgepfeif, den Ackermann:  
Die Krähn in frischer Furche schwärmen  
Dem Pfluge nach und schrein und lärm'en;  
Und dampfend zieht das Gaulgespann.

Natur, wie schön in jedem Kleide!  
Auch noch im Sterbekleid wie schön!  
Sie mischt in Wehmut sanste Freude  
Und lächelt tränend noch im Gehn.  
Du, welkes Laub, das niederschauert,  
Du, Blümchen, lispelst: Nicht getrauert!  
Wir werden schöner auferstehn!

Boß.

## Maria Chapdelaine.

Roman von Louis Hémon.

(Fortsetzung.)

V  
Das schöne Wetter hielte an, und in den ersten Julitagen fingen die Blaubeeren an zu reifen. An den ausgebrannten Stellen des Waldes, an den steinigen Hängen, überall da, wo die Bäume weniger dicht standen und die Sonne hin-

durchließen, war der Boden bisher einheitlich rosa gewesen, von dem kräftigen Rosa der Anemonen, die überall den Boden bedeckten. Rosa waren anfangs auch die Blaubeeren, die sich mit den Blumen mischten, aber unter der ständigen Hitze färbten sie sich allmählich hellblau, dann königblau,

und endlich blauviolett, und als das Fest der heiligen Anna kam, bildeten die Blaubeerbüsche mit ihrer reichen Last von Beeren überall große dunkelblaue Flecke in dem Rosa der Anemonen, die zu welken begannen.

Die Wälder Quebecs sind reich an wilden Beeren: die Atocabeere, die Granatbeere und die Sassafras sind nach den großen Waldbränden üppig gediehen; aber die Blaubeere, anderswo auch Heidelbeere oder Bickbeere genannt, ist die üppigste und wohlschmeckendste von allen. Ihre Ernte bildet von Juli bis September ein richtiges Gewerbe für die zahllosen Familien, die dann den ganzen Tag im Walde verbringen, mit Scharen von Kindern jeder Größe, die morgens die leeren und abends die vollen schweren Eimer tragen. Andere pflücken die Blaubeeren nur für sich selbst, um Marmeladen oder die berühmten Torten daraus zu machen, die der volkstümliche Nachschlag von Französisch-Kanada sind.

Ein paarmal war Maria in den ersten Juli-tagen mit Télesphore und Alma-Rose zum Blaubeerpflücken gegangen, aber die Beeren waren noch längst nicht alle reif, und die Ernte, die sie heimbrachten, genügte kaum zur Herstellung von einigen Torten von lächerlich kleinem Umfang.

„Am Fest der heiligen Anna“, sagte Mutter Chapdelaine tröstend, „gehen wir alle zusammen in die Blaubeeren, auch die Männer, und wer nicht ein volles Maß heimbringt, darf keine davon essen.“

Aber der Samstagabend, der Vorabend vom Fest der heiligen Anna, wurde für die Familie Chapdelaine ein denkwürdiger Abend, wie ihr Haus im Walde ihn noch nie erlebt hatte.

Als die Männer von der Arbeit heimkamen, war Eutrope Gagnon schon da. Er habe schon gegessen, sagte er, und während die andern ihr Abendbrot verzehrten, blieb er an der Tür sitzen und schaukelte sich auf zwei Stuhlbeinen in dem frischen Luftzug. Als die Pfeifen angezündet waren, drehte die Unterhaltung sich natürlich um die Landarbeit und die Sorge ums Vieh.

„Fünf Mann hoch“, sagte Eutrope, „da kann man in kurzer Zeit schon tüchtig Land machen. Aber wenn man ganz allein arbeitet wie ich, ohne ein Pferd, das die dicken Klöze zieht, da kommt man kaum voran und hat's wirklich schwer. Und doch geht es vorwärts — vorwärts.“

Mutter Chapdelaine, die ihn sehr gern hatte und die der Gedanke an sein einsames Arbeiten für die gute Sache mit heissem Mitgefühl erfüllte, sagte ihm ein paar ermutigende Worte.

„Natürlich geht's allein nicht so schnell, das ist wahr, aber ein Mann allein lebt auch ohne große Unkosten; und dann kommt Euer Bruder Egide mit mindestens zwei- bis dreihundert Pfastern von der Flößerei zurück zur rechten Zeit für die Heuernte und die Körnernte, und wenn ihr alle beide nächsten Winter hier bleibt, dann habt ihr in höchstens zwei Jahren ein schönes Land.“

Er nickte zustimmend, und unwillkürlich richteten seine Augen sich auf Maria, als wollten sie sagen, daß, wenn alles gut ginge, er in zwei Jahren vielleicht daran denken könnte ...

„Geht's mit der Flößerei gut voran?“ fragte Esdras. „Hast du Nachricht von da unten?“

„Ich hatte Nachricht von Ferdinand Larouche, einem der Söhne von Thadée Larouche aus Honfleur, der letzten Monat aus La Tuque zurückgekehrt ist. Er sagte, es ginge gut, die Männer hätten es nicht allzu schwer.“

Die Holzplätze und die Flößerei, das sind die beiden Hauptkapitel der großen Holzarbeiten, die für die Männer der Provinz Quebec noch wichtiger sind als die Landarbeit. Von Oktober bis April arbeiten die Axté ohne Unterbrechung, und die starken Pferde ziehen die Klöze über den Schnee bis an die Böschung der vereisten Flüsse. Kommt dann der Frühling, so rollen die Holzstöße einer nach dem andern in das Schmelzwasser und beginnen ihre lange, gewagte Fahrt durch die Stromschnellen. Und an allen Flussbiegungen, an jedem Gefälle, überall, wo sich die ungezählten Holzklöze aufstauen und anhäufen, bedarf es noch des Bestandes der starken und geschickten Flößer, die, an die gefahrvolle Arbeit gewöhnt, auf die halb untergetauchten Stämme springen, die Hindernisse beseitigen und täglich mit Axt und Stange den Waldschraten zu einer glücklichen Talfahrt verhelfen.

„Es schwer haben“, rief Légaré verächtlich. „Die jungen Leute von heute haben ja keine Ahnung, was das heißt, es schwer haben. Wenn sie drei Monate im Wald gewesen sind, machen sie, daß sie wieder herunterkommen und kaufen sich gelbe Stiefel, steife Hüte und Zigaretten, um zu den Mädchen zu gehen. Und sogar auf den Holzplätzen kriegen sie heute zu essen wie in den Hotels, den ganzen Winter Fleisch und Kartoffeln. Vor dreißig Jahren ...“

Er schwieg einen Augenblick und deutete nur durch Kopfschütteln an, was für wunderbare Veränderungen die Jahre mit sich gebracht hatten.

„Vor dreißig Jahren, als man die Schneise

durch den Wald machte, um die Eisenbahn von Quebec herzulegen, war ich dabei, und ich sag euch, da, da hatte man's schwer! Ich war erst sechzehn Jahre alt, aber ich hab' mit den andern geschuftet, um die Schneise abzuholzen, immer fünfundzwanzig Meilen vor der Bahn her, und vierzehn Monate lang hab' ich kein Haus zu sehen bekommen. Nicht mal Zelte hatte man im Sommer, nichts als Schutzbächer von Tannenzweigen, die man sich selbst machte, und von früh bis spät hieß es schuften und wieder schuften, fraßen einen auch die Mücken und wurde man auch an einem und demselben Tage einmal naß bis auf die Knochen und dann wieder von der Sonne gebraten.

„Am Montag morgen ging man an den Mehleutel und machte sich Pfannkuchen, einen ganzen Eimer voll, und die ganze übrige Woche ging man dreimal am Tag an den Eimer und holte sich die Pfannkuchen heraus. Schon vor Mittwoch gab es keine Pfannkuchen mehr, weil sie alle zusammenlebten, sondern nur noch einen Teigklumpen. Da schnitt man sich mit dem Messer ein dickes Stück ab und schlug sich das in den Bauch, und dann hieß es wieder schuften und nochmal schuften!

„Als man bis Chicoutimi gekommen war, wo hin die Vorräte auf dem Wasserweg kamen, sah man schlimmer aus als ein Wilder, sozusagen nackt, die Haut von den Zweigen ganz zerfetzt und zerfetzt, und ich weiß noch, wie einige anfangen zu heulen, als man ihnen sagte, sie könnten nun nach Hause zurückkehren; sie hatten gemeint, alle andern wären inzwischen gestorben, so lang war es ihnen vorgekommen. Damals, ja da hatte man's schwer!“

„Das ist wahr“, sagte Vater Chapdelaine, „ich erinnere mich auch an die Zeit. Oben am See gab's noch kein einziges Haus, nichts als Indianer und ein paar Jäger, die im Sommer mit dem Kanoe und im Winter mit Hundeschlitten herauflaufen, ähnlich wie jetzt in Labrador.“

Die jungen Leute hörten begierig diesen Erzählungen von früher zu.

„Und heute“, warf Esdras ein, „sind wir fünfzehn Meilen den See raus, und wenn das Boot von Roberval fährt, kann man in zwölf Stunden bis zur Eisenbahn herunterkommen.“

Sie überdachten eine Weile schweigend, wie schwierig das Leben früher gewesen, und daß sie jetzt nur eine kurze Tagereise von den Wundern des Schienenstrangs trennte, und sie staunten naiv.

Plötzlich stieß „Hund“ ein dumpfes Knurren aus, und draußen wurden Schritte laut.

„Noch mehr Besuch!“ rief Mutter Chapdelaine im Ton freudigen Staunens.

Auch Maria stand erregt auf und strich sich dabei unbewußt die Haare glatt; aber es war Ephrem Surprenant, ein Einwohner aus Honfleur, der die Tür öffnete.

„Abendgäste,“ rief er mit lauter Stimme wie einer, der eine große Neuigkeit verkündet.

Hinter ihm trat ein Unbekannter ein, der höflich lächelnd grüßte.

„Das ist mein Neffe Lorenzo“, stellte Ephrem Surprenant ihn vor, „ein Sohn meines Bruders Elzéar, der letzten Herbst gestorben ist. Ihr kennt ihn nicht, er hat schon vor langer Zeit das Land verlassen und lebt jetzt in den Staaten.“

Man beeilte sich, dem jungen Mann, der aus den Vereinigten Staaten kam, einen Stuhl anzubieten, und sein Onkel schickte sich an, seinen Stammbaum von beiden Seiten und alle notwendigen Einzelheiten über sein Alter, sein Handwerk und sein Leben genau und umständlich anzugeben, wie es in Kanada Sitte ist.

„Jawohl, ein Sohn meines Bruders Elzéar, der eine kleine Bourglouis aus Kiskising geheiratet hatte. Euch ist das wohl bekannt, Frau Chapdelaine?“

Aus der Tiefe ihres Gedächtnisses förderte Mutter Chapdelaine alsbald etliche Surprenants und ebensoviele Bourglouis zutage und sagte die Liste mit sämtlichen Vornamen, ihren verschiedenen aufeinanderfolgenden Wohnsätzen und dem vollständigen Heiratsregister her.

„Das stimmt, ... jawohl, das stimmt. Das hier ist also Lorenzo. Er arbeitet seit mehreren Jahren an Fabriken in den Staaten.“

Von neuem betrachteten alle mit naiver Neugierde Lorenzo Surprenant. Er hatte ein volles Gesicht mit feinen Zügen, ruhige sanfte Augen und weiße Hände; den Kopf ein wenig geneigt, hielt er den Blicken mit einem höflichen Lächeln ohne Ironie und Verlegenheit stand.

„Er ist gekommen“, fuhr sein Onkel fort, „um die geschäftlichen Angelegenheiten nach dem Tode Elzéars zu ordnen und zu versuchen, das Land zu verkaufen.“

„Hat er keine Lust, das Land zu behalten und hier sesshaft zu werden?“ fragte Vater Chapdelaine.

Lorenzo Surprenants Lächeln vertiefte sich, während er den Kopf schüttelte.

„Nein, es reizt mich gar nicht, hier sesshaft zu

werden, ganz und gar nicht. Ich verdiene sehr gut da, wo ich bin, und es gefällt mir da sehr gut; die Arbeit liegt mir — ”

Hier hielt er inne, ließ aber durchblicken, daß ihm nach seinem bisherigen Leben und seinen Reisen das Dasein auf einer Farm zwischen einem armseligen Dorf und den Wäldern unerträglich sein würde.

„Als ich noch jung war, wanderte sozusagen jeder dritte nach den Staaten aus. Die Landwirtschaft lohnte sich damals noch nicht so wie heute, die Preise waren niedrig und man hörte immer von den hohen Löhnen, die sich da unten in den Fabriken verdienten ließen. Da verkauften jedes Jahr ungezählte Familien ihr Land fast für ein Butterbrot und verließen Kanada. Einige von ihnen haben ja wohl schweres Geld verdient, das ist sicher, besonders die Familien, die viele Töchter hatten. Aber heutzutage hat sich das geändert und man sieht kaum noch jemand fortziehen.“

„Ihr wollt also das Land verkaufen?“

„Jawohl. Ich hab' schon mit drei Franzosen verhandelt, die vorigen Monat nach Mistook gekommen sind. Ich denke, wir werden uns einig.“

„Und gibt es da, wo Ihr seid, viele Kanadier? Wird Französisch gesprochen?“

„Da wo ich zuerst war, im Staat Maine, gab es mehr Kanadier als Amerikaner oder Irländer. Alle Welt sprach Französisch; aber an der Stelle, wo ich jetzt bin, im Staat Massachusetts, gibt es weniger, immerhin doch ein paar Familien, mit denen man abends zusammenkommt.“

„Samuel hat auch mal dran gedacht, in den Westen zu gehen,“ sagte Mutter Chapdelaine, „aber ich hätte es nie zugegeben. Mitten unter Menschen, die nur Englisch sprechen, hätte ich mich mein Lebtag unglücklich gefühlt. Samuel, hab' ich immer zu ihm gesagt, unter Kanadiern sind wir Kanadier noch am besten aufgehoben.“

Wenn die Kanadier französischer Herkunft von sich selbst sprechen, sagen sie immer nur „Kanadier“, sonst nichts; alle andern Rassen aber, die nach ihnen das Land bis zum Stillen Ozean bevölkert haben, nennen sie stets mit dem Namen ihrer Herkunft: Engländer, Iren, Polen oder Russen, ohne auch nur einen Augenblick zu bedenken, daß ihre Söhne, die sogar im Lande geboren sind, auch auf den Namen „Kanadier“ Anspruch erheben könnten. Das ist ein Titel, den sie ganz natürlich und ohne beleidigende Absicht sich selbst vorbehalten, kraft ihres Vorrechtes als heldenhafte Ersteinwanderer.

„Ist das 'ne große Stadt, wo Ihr wohnt?“

„Neunzigtausend Einwohner,“ sagte Lorenzo mit bescheidenem Ton.

„Neunzigtausend! Die ist ja größer als Quebec!“

„Ja. Und mit der Bahn ist's nur eine Stunde bis Boston, das ist mal erst 'ne große Stadt!“

Damit begann er, ihnen von den großen amerikanischen Städten und ihrer Pracht zu erzählen, von dem üppigen und bequemen Leben und von all den unerhörten Lebensverfeinerungen, durch die die Handwerker dort so glänzend verdienten.

Schweigend hörte man ihm zu. Das Stück Himmel, das durch die offene Tür hereinschimmerte, ging allmählich vom Purpurrot in hellere Töne über, von denen sich die verschwommene Masse des Waldes wie ein ungeheuerer schwarzer Sockel abhob. Stechmücken kamen in solchen Scharen ins Haus, daß ihr Summen die Dämmerung mit einem lauten, langgezogenen tiefen Ton erfüllte.

„Telesphore, mach' uns ein Räucherfeuer“, befahl der Vater, „nimm die alte Pfanne!“

Telesphore ergriff die Pfanne, deren Boden sich zu lösen begann, häufte Erde darauf und füllte sie dann mit Spänen und dünnen Zweigen, die er anzündete. Als das Feuer hell aufloderte, kam er mit einem Arm voll Kräutern und Blättern und bedeckte damit die Flamme. Beizender Rauch stieg auf, den der Wind ins Haus wehte, worauf die unzähligen Mücken wie toll die Flucht ergriffen. Mit Seufzern der Erleichterung konnte man endlich ein wenig Ruhe finden und den Kleinkrieg unterbrechen.

Die letzte Mücke kam und setzte sich der kleinen Alma-Rose aufs Gesicht. Mit ernster Miene sagte sie das Verschen her:

Mücke, fort, du Bösewicht!  
Kein Tummelplatz ist mein Gesicht!

dann schlug sie das Tierchen schleunigst mit einem Klaps tot.

Die Rauchsäule des Räucherfeuers zog schräg durch die Tür ins Haus, wo sie sich durch den Luftzug alsbald zerteilte und in dünnen Wolken im Raum ausbreitete. Man sah die Wände nur noch wie durch einen Nebel in weiter Ferne, und von der Menschengruppe, die zwischen Tür und Ofen saß, tauchten nur noch die braunen Gesichter aus dem weißen Rauch auf.

„Guten Abend alle zusammen“, ertönte eine helle Stimme, und François Paradis löste sich aus dem Nebel und erschien auf der Schwelle.



Zigeuner. Nach einer Aufnahme von W. Regen.

Maria erwartete sein Kommen schon seit mehreren Wochen. Noch vor einer halben Stunde hatte ihr das Geräusch von Schritten draußen das Blut in die Wangen getrieben, jetzt aber überwältigte sie das Erscheinen des Erwarteten wie die größte Überraschung.

„Gib doch deinen Stuhl her. Da'Bé!“ rief Mutter Chapdelaine.

Dass vier Besucher aus drei verschiedenen Orten hier bei ihr zusammentrafen, genügte, sie in freudigste Erregung zu versetzen. Das versprach ein denkwürdiger Abend zu werden.

„Siehst du! Du sagst immer, wir wären hier

ganz verloren und vergessen und sähen keinen Menschen,“ sagte ihr Mann triumphierend. „Und nun zähle nur: zwölf Erwachsene auf einem Haufen!“

Alle Stühle des Hauses waren besetzt. Esdras, Tit'Bé und Eutrope Gagnon saßen auf der Bank, Vater Chapdelaine auf einem umgekippten Stuhl. Télesphore und Alma-Rose bewachten vor dem Hause das immer noch aufsteigende Räucherfeuer.

„Ja, wahrhaftig“, rief Ephrem Surprenant, „junge Männer genug und nur ein Mädchen!“

Man zählte die jungen Männer: drei Söhne Chapdelaine, Eutrope Gagnon, Lorenzo Surpre-

nant und François Paradis. Und das Mädchen — alle Blicke richteten sich auf Maria, die zu lächeln versuchte und verlegen die Augen niederschlug.

„Hast du eine gute Reise gehabt, François? Es ist mit Fremden, die bei den Indianern Felle kaufen wollten, den Fluß aufwärts gezogen,“ sagte Vater Chapdelaine erklärend.

Und dann stellte er den andern Besuchern in aller Form vor: François Paradis, Sohn von François Paradis, aus Saint-Michel-de-Mistassini.

Eutrope Gagnon kannte ihn dem Namen nach, Ephrem Surprenant hatte seinen Vater gekannt, einen „mächtig großen“ Mann, noch größer als er, und von „unvergleichlicher“ Kraft. Nun war nur noch die Anwesenheit von Lorenzo Surprenant zu erläutern, der aus den Staaten kam, und damit war alles in Ordnung.

„Eine gute Reise?“ antwortete François. „Nein, nicht allzu gut. Einer der Belgier hat das Fieber bekommen und wäre beinah dran gestorben. Darüber ist es spät geworden; verschiedene Indianerfamilien waren schon nach Sainte-Anne-de-Chicoutimi heruntergegangen, und wir haben sie nicht mehr getroffen. Und endlich ist uns beim Herunterfahren in einer Stromschnelle ein Kanoe gekentert, und wir haben viel Mühe gehabt, die Felle wieder herauszufischen, noch ganz davon zu schweigen, daß einer von den ‚Herren‘, der, der so krank gewesen war, beinah dabei ertrunken wäre. Nein, wir haben eigentlich andauernd Pech gehabt. Aber wir sind ja doch glücklich zurückgekommen, und man hat die Sache hinter sich.“

Dabei drückte er durch eine Handbewegung aus, daß er seine Arbeit getan und seinen Lohn bekommen habe, und daß ihn der etwaige Gewinn oder Verlust wenig bekümmerte.

„Man hat die Sache hinter sich,“ wiederholte er noch einmal bedächtig. „Die Belgier hatten es eilig, weil sie morgen, am Sonntag, wieder in Pérignonka sein wollten. Aber da sie noch einen andern Kanadier bei sich hatten, hab' ich sie das letzte Stück allein fahren lassen, um den Abend bei euch zu verbringen. Es ist schön, wieder ein Haus zu sehn.“

Sein Blick glitt mit Befriedigung über das ärmliche, raucherfüllte Innere des Hauses und über die Menschen, die um ihn herum saßen. Zwischen all diesen von Luft und Sonne braunverbrannten Gesichtern war seines das dunkelste. Sein Anzug war voller Löcher, ein Stück seiner

zerrissenen Wolljacke hing ihm über die Schulter, und seine Frühjahrsstiefel waren durch Mokassins ersetzt. Er schien etwas mitgebracht zu haben von der wilden Natur „dort droben an den Flüssen“, wohin die Indianer und die wilden Tiere sich wie in ein sicheres Versteck zurückgezogen haben. Und Maria, die durch ihr eigenes Leben nicht imstande war, die Schönheit jener Natur zu begreifen, weil sie ihr zu nahe war, fühlte dennoch, daß ein geheimer Zauber am Werk war und ihr einen Liebestrunk einflößte, der ihr wie ein leichter Rausch zu Kopf stieg.

Esdras hatte die Spielkarten geholt, hellrote, an den Ecken abgegriffene Karten, unter denen die verlorene Coeurdame durch ein knallrotes Stück Pappe mit der deutlichen Aufschrift: „Coeurdame“ ersetzt worden war.

Man spielte Karten. Die beiden Surprenants, Onkel und Neffe, hatten Mutter Chapdelaine und Maria als Partner. Nach jeder Partie stand das besiegte Paar vom Tisch auf und machte zwei andern Spielern Platz. Es war inzwischen ganz dunkel geworden. Durch das offene Fenster drangen ein paar Mücken ein und quälten die Spieler durch ihre unerwünschte Musik und ihre Stiche.

„Télesphore“, rief Esdras, „paß auf das Räucherfeuer auf, es kommen schon wieder Mücken herein!“

Ein paar Minuten später zog abermals eine dichte, fast erststickende Rauchwolke durchs Haus, die aber mit Freude begrüßt wurde. Der Abend nahm seinen friedlichen Verlauf: eine Stunde Kartenspiel, ein paar Gespräche, wie man sie mit Besuchern führt, die Neues aus der großen Welt berichten können — man nennt das noch Vergnügen in Quebec.

Zwischen den einzelnen Spielen unterhielt Lorenzo Surprenant Maria von seinem Leben und seinen Reisen, oder aber er fragte sie nach ihrem Leben aus. Es fiel ihm nicht ein, sich anmaßend oder erhaben zu geben, und doch fühlte sie sich bedrückt, daß sie so wenig zu erzählen fand, und antwortete fast beschämt.

Die andern plauderten untereinander oder sahen den Spielern zu. Mutter Chapdelaine sprach von den unzähligen gastlichen Abenden, die sie als junges Mädchen in Gédéon miterlebt hatte, und betrachtete die drei fremden jungen Männer, die unter ihrem Dach vereint waren, einen nach dem andern mit offenbarem Wohlgefallen. Maria dagegen blickte kaum einmal auf, wenn sie sich an den Tisch setzte und die Karten

in die Hand nahm, oder zu einem leeren Platz an die offene Tür zurückkehrte. Lorenzo Surprenant war ständig an ihrer Seite und sprach auf sie ein; dazu fühlte sie oft die Augen Eutrope Gagnons mit ihrem gewohnten geduldig forschenden Ausdruck auf sich ruhn; und auf der andern Seite der Tür saß, wie sie wußte, François Paradis weit vorgebeugt, die Ellbogen auf die Knie gestützt, stumm und regungslos mit seinem schönen, von der Sonne geröteten Gesicht und seinen lächelnden, durchdringenden Augen.

„Maria ist heute abend nicht recht zu brauchen“, sagte Mutter Chapdelaine, um sie zu entschuldigen, „sie ist eben gar nicht an Gäste gewöhnt.“

Wenn sie gewußt hätte —!

Vierhundert Meilen entfernt von diesem Hause im Wald, droben an den Flüssen, saßen um diese Zeit jene „wilden Indianer“, die vor den Missionaren und Kaufleuten geflüchtet waren, um ein großes Feuer gefeuert vor ihren Zelten und ließen ihre Blicke über eine Welt schweifen, die für sie noch wie zu Anbeginn von unsichtbaren geheimnisvollen Mächten erfüllt war. Da war der Riese Wendigo, auf dessen Gebiet man nicht jagen darf, da waren die schädlichen oder heilenden Zaubertränke, die weise alte Männer aus Blättern und Kräutern zu bereiten verstehn, und was der geheimnisvollen Künste mehr sind. Und solch ein Zauber war es auch, der hier am Rande der weißen Welt, nur eine Tagereise weit von der Eisenbahn, das raucherfüllte Holzhaus zugleich mit der dichten Rauchwolke des Räucherfeuers durchdrang und die Gestalt eines schlichten schönen jungen Mädchens, das mit niedergeschlagenen Augen dasaß, in den Augen dreier junger Männer mit unvergleichlichen Reizen umwob.

Es wurde spät und die Besucher brachen auf, zuerst die beiden Surprenants, dann Eutrope Gagnon, und nun war nur noch François Paradis da, der unschlüssig und zögernd aufgestanden war.

„Du schläfst doch heute Nacht hier, François?“ fragte Vater Chapdelaine.

Seine Frau wartete die Antwort gar nicht erst ab.

„Aber selbstverständlich,“ rief sie. „Und morgen gehn wir alle miteinander in die Blaubeeren. Es ist ja das Fest der heiligen Anna.“

Als François ein paar Minuten später mit den Söhnen die Leiter hinaufstieg, wurde es Maria eigen froh ums Herz. Er schien ihr da-

durch noch näher zu rücken und gleichsam in den Kreis derer einzutreten, denen ihre Zuneigung gehören durfte.

Ein strahlend schöner Tag brach an, einer jener Tage, an denen der Himmel ein wenig von seinem Glanz über die Erde ausgießt. Die Wiesen und die junge Saat waren von unendlich zartem Grün, und selbst der finstere Wald schien sich mit einem bläulichen Schleier zu bedecken.

François Paradis kam morgens ganz verwandelt die Leiter herunter; er hatte sich von Da' Bé und Esdras sauberes Zeug geliehn, und als er seinen Anzug beendet und sich rasiert hatte, beglückwünschte Mutter Chapdelaine ihn zu seinem guten Aussehen.

Gleich nach dem Frühstück, zur Zeit der Messe, sprachen alle gemeinsam ein Paternoster, und dann lag die wunderbare Sonntagsruhe vor ihnen. Der Tagesplan war freilich schon festgesetzt. Eutrope Gagnon kam, als sie eben vom frühen Mittagessen aufstanden, und bald darauf brachen sie alle zusammen auf, mit einer Unmenge der verschiedensten Eimer, Gefäße und Zinnbecher bewaffnet.

Die Blaubeeren waren jetzt ganz reif. In den vom Waldbrand betroffenen Stellen verschwand das verblichene Rosa der letzten Anemonen jetzt ganz unter der Fülle der violetten Beeren und der grauen Blätter der Blaubeerbüsche. Die Kinder machten sich sofort mit Freudengeschrei ans Pflücken, während die Erwachsenen sich im Walde zerstreuten und die Stellen suchten, wo die Beeren so dicht stehen, daß man sich nur hinzutauern braucht und in einer Stunde seinen Eimer füllen kann. Immer ferner klangen die Schritte der andern und die Rufe, die zwischen Almara Rose und Télesphore hin- und herflogen, zu jedem der eifrig Pflückenden hinüber, und bald vernahm er nichts mehr als das laute Summen der sonnentrunkenen Insekten und das Rauschen des Windes in den Zweigen der jungen Birken und Zitterpappeln.

„Hier ist eine wunderschöne Stelle!“ rief eine Stimme.

Maria richtete sich auf und ging mit klopfendem Herzen zu François Paradis hinüber, der hinter den Erlen saß und pflückte. Seite an Seite sammelten sie eine Weile voll Eifer in ihre Eimer und gingen dann zusammen noch tiefer in den Wald hinein, wobei sie über gefallene Baumstämme kletterten und fortwährend nach schönen Blaubeerstellen Ausschau hielten.

„Es gibt dieses Jahr kaum welche,“ sagte

François. „Die Fröste im Frühjahr haben ihnen so geschadet.“

Er sprach als erfahrener Waldläufer.

„In den Mulden und zwischen den Erlen wird der Schnee länger liegen geblieben sein und sie so vor den ersten Frösten geschützt haben.“

Sie suchten weiter und entdeckten ein paar sehr gute Stellen: große Büsche voll dicker Beeren, die sie alsbald eifrig in ihre Eimer ströppten. Nach einer Stunde waren die Eimer voll. Da erhoben sie sich und suchten sich einen Baumstamm zum Ausruhen.

Zahllose Mücken und Moskitos durchschwirrten die glühend heiße Luft. Jeden Augenblick mußte man sie mit der Hand fortscheuchen; dann beschrieben sie einen wilden Kreis, um sich gleich darauf von neuem unbarmherzig und wie von Sinnen auf ihre Opfer zu stürzen, nur darauf versessen, ein winziges Fleckchen Haut für ihren Stich zu finden. In ihr hohes Zirpen mischte sich das tiefe Summen der schrecklichen Bremsen, und alles zusammen klang ununterbrochen wie ein lauter Schrei durch den Wald. Es gab nur wenige grüne Bäume, ein paar junge Birken, ein paar Zitterpappeln und Erlenbüsche, deren helle Blätter mitten zwischen den kahlen, brandgeschwärzten Baumreihen im Winde spielten.

François Paradis ließ seine Blicke prüfend umherschweifen.

„Die andern können nicht weit von uns sein,“ meinte er.

„Nein,“ antwortete Maria mit leiser Stimme.

Aber keiner von ihnen stieß einen Ruf aus.

Ein Eichhörnchen huschte an einem abgestorbenen Birkenstamm herunter und blickte sie einen Augenblick aus seinen flinken Auglein an, ehe es den Sprung zur Erde wagte. Durch das trüne Gesumm der Mücken klang zuweilen das kurze Zirpen der Heuschrecken, und ein Windstoß, der durch die Erlen fuhr, trug ihnen das ferne Grollen der Wasserfälle zu.

François Paradis betrachtete Maria verstohlen von der Seite. Dann wandte er seine Augen wieder ab und preßte krampfhaft die Hände ineinander. Was für ein herzerfreuender Anblick war sie doch! Wie sie so dicht neben ihm saß und er nur wie durch einen Schleier ihre kräftige Brust, ihr schönes, ruhiges, ehrliches Gesicht sah und jede ihrer freien schlichten Bewegungen und Stellungen in sich aufnahm, da überkam ihn ein mächtiges Verlangen nach ihr und zugleich ein ungekanntes Gefühl von Weichheit, weil er sein ganzes bisheriges Leben fast nur unter rauhen

Männern in den großen wilden Wäldern oder auf den weiten Schneefeldern verbracht hatte.

Er fühlte, daß sie zu den Frauen gehörte, die, wenn sie sich hingaben, verschwenderisch ihr Alles geben: die Liebe ihrer Sinne und ihrer Seele, die Kraft ihrer Arme zum schweren Tagewerk und das schrankenlose Vertrauen eines klaren kindlichen Herzens. Und das Ganze erschien ihm so kostbar, daß er sich scheute, es zu erbitten.

„Nächste Woche gehe ich nach Grand'Mère herunter“, sagte er leise, „um an der Holzschleuse zu arbeiten. Aber ich werde keinen Schluck trinken, Maria, keinen einzigen!“

Er zögerte ein wenig und fragte dann unvermittelt, mit niedergeschlagenen Augen:

„Vielleicht — hat man etwas gegen mich gesagt?“ — „Nein.“

„Es ist wahr, ich hatte mir angewöhnt, tüchtig eins zu trinken, wenn ich von den Holzplänen oder der Flößerei zurückkam; aber das ist vorbei. Seht Ihr, wenn ein Bursche sechs Monate im Walde gearbeitet und es schwer gehabt und niemals ein Vergnügen gehabt hat, und dann kommt er nach La Tuque oder Jonquieres und hat seinen ganzen Winterlohn in der Tasche, da steigt ihm das leicht ein bißchen zu Kopf und er läßt ordentlich was springen und heizt sich auch mal tüchtig ein. — Aber das ist vorbei.

„Und es ist auch wahr, daß ich ein bißchen geflucht habe. Aber wenn man immer mit rauhen Männern im Wald oder auf den Flüssen lebt, gewöhnt man sich das an. Eine Zeitlang, da fluchte ich nicht schlecht, und der Herr Pfarrer Tremblay hat mich einmal heruntergemacht, weil ich vor ihm gesagt hatte, ich hätte keine Angst vor dem Teufel. Aber das ist vorbei, Maria. Ich werde jetzt den ganzen Sommer für zweieinhalb Piaster Taglohn arbeiten und davon bestimmt etwas zurücklegen, und im Herbst finde ich sicher eine Stelle als Vorarbeiter auf einem Holzplatz mit hohem Lohn. Dann habe ich im nächsten Frühling über fünfhundert Piaster erspart, und dann komme ich wieder her.“

Er zögerte von neuem, und die Frage, die er stellen wollte, verwandelte sich ihm auf den Lippen. „Werdet Ihr noch hier sein — nächsten Frühling?“

„Ja.“

Und nach dieser schlichten Frage und ihrer noch schlichteren Antwort schwiegen beide und saßen lange stumm und feierlich nebeneinander; denn sie hatten ihre Schwüre ausgetauscht.

(Fortsetzung folgt.)